

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 12

Artikel: Die Alpenwanderung des jungen Goethe (1775)
Autor: Fischli, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667504>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

kreisen; die derben Nasenflügel bebten leise, die Lippenpreßten sich in einem Zucken aufeinander.

In dem Zimmer ward es ganz still. Die Mutter sprach kein Wort, der Sohn auch nicht. Draußen zwitscherten Vögel, man hörte jedes leiseste Piepen und das heimliche Summen des Frühlingswindes in den Niefenwipfeln.

Langsam erhob sich Käte von den Knien. Es wurde ihr schwer, aufzustehen, wie eine Lähmung fühlte sie's in allen Gliedern. Mit der Hand nach dem nächsten Möbel tastend, half sie sich auf.

„Zieh' dich nun wieder aus,“ sagte sie leise.

Er war schon dabei, sichtlich erleichtert, die ungewohnte Kleidung von sich streifen zu können.

Sie hätte so gern mit ihm gesprochen, irgend etwas ganz Gleichgültiges — nur sprechen, sprechen! — aber sie fühlte eine sonderbare Scheu vor ihm. Es war ihr, als könnte er zu

ihr sagen: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?!“ Und sie verstummte vor Angst.

Nun hatte er den neuen Anzug abgelegt und stand vor ihr mit der breiten Brust, die das nicht zugeknöpfte Hemd nackt ließ, mit den stämmigen Beinen, von denen die Strümpfe herabgerutscht waren, in seiner ganzen grobknochigen, nur halb bekleideten Derbheit. Sie wendete den Blick ab — war das schon ein großer Mensch! — und gleich darauf sah sie doch wieder hin: warum soll eine Mutter sich scheuen, ihr Kind zu betrachten?! Eine Mutter —?!

Vor ihren Blicken flimmerte es. Zur Tür schreitend, drehte sie nicht mehr den Kopf nach ihm, als sie sprach: „Ich gehe jetzt herunter. Du wirst wohl auch ohne mich fertig!“

Er murmelte etwas Unverständliches. Und dann stand er noch lange, halb bekleidet, und blickte so starr ins Spiegelglas, als könnten die Pupillen seiner Augen sich nicht bewegen. —

(Fortsetzung folgt.)

Gesang der Geister über den Wassern.

(Am Staubbach 1779.)

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels
Und, leicht empfangen,
Wallt er verschleiernd,
Leiserauschend,
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,

Schäumt er unmutig
Stufenweise
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesental hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Anflüß
Alle Gestirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt von Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

J. W. Goethe.

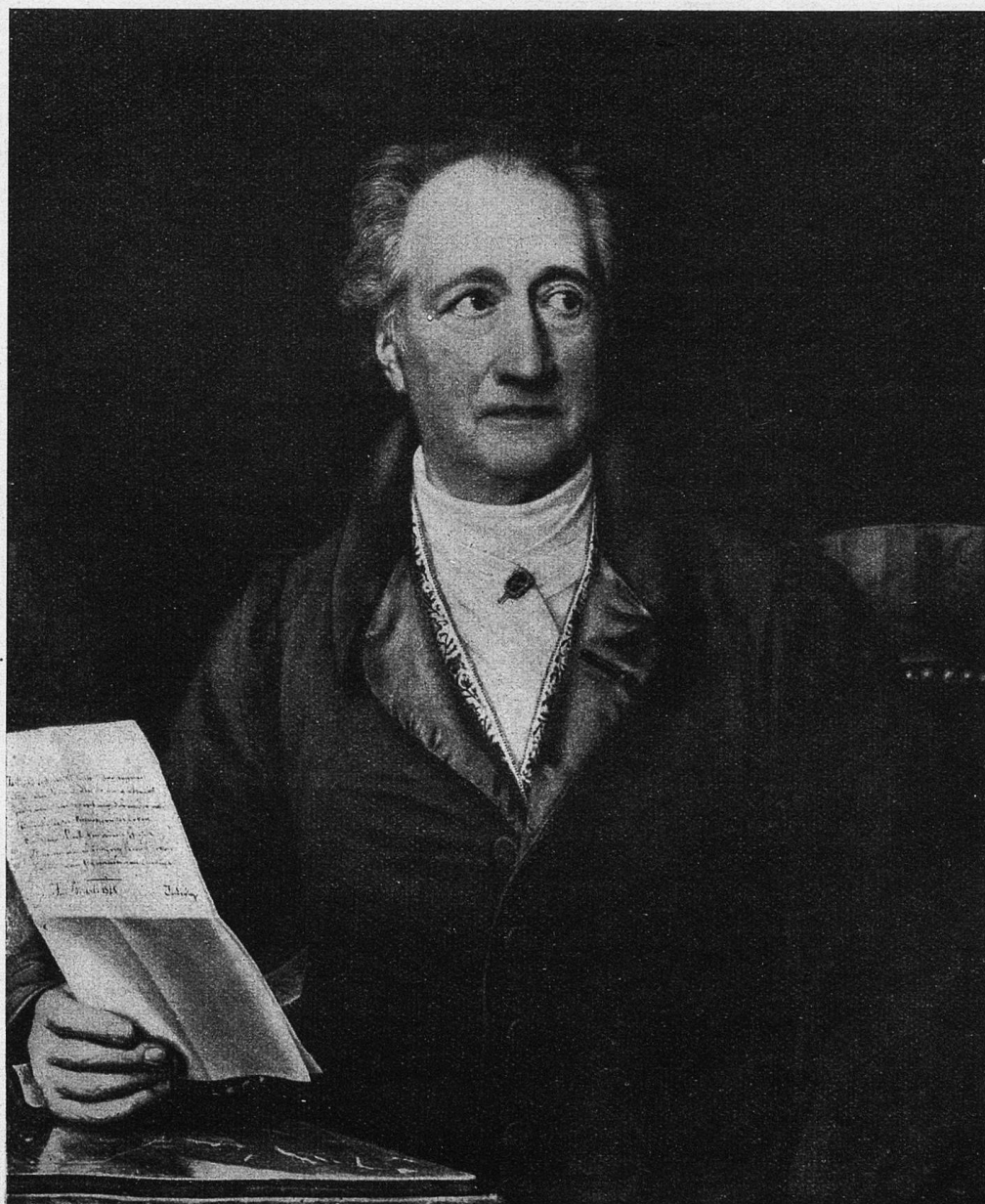
Die Alpenwanderung des jungen Goethe (1775).

Von Dr. Albert Fischli.

(Bei Anlaß von Goethes 100. Todestag, 22. März 1932.)

Wir heutigen Bewohner eines um seiner Naturschönheiten viel besuchten und bewunderten Landes können nur schwer begreifen, daß es

einmal eine Zeit gegeben hat, wo man von der Schweiz als Hochgebirgsparadies noch nichts wußte. Und doch ist es so. Noch vor zweihun-



Joh. Wolfgang von Goethe

bert Jahren wär' es kaum jemandem eingefallen, unser Bergland zum Ziel einer Vergnügungsreise zu machen. Man sah im Eiswall der Alpenkette eine lästige Schranke zwischen dem deutschen Norden und dem sonnigen Italien, die der Reisende auf einem der wenigen gangbaren Pässe möglichst rasch hinter sich brachte. Daß die wilde, schreckliche Firn- und Gletscherwelt auch schön und großartig sei, das mußten erst die Künstler und Dichter entdecken und der Menschheit den Sinn dafür erschließen. Da sind vor allem der Berner Albrecht Haller, der Verfasser der 1732 erschienenen Dichtung „Die Alpen“ und der Genfer Jean-Jacques Rousseau zu nennen. Dieser hat mit seinem Ruf: „Zurück zur Natur!“ eine allgemeine Begeisterung der Kulturmenschen für die Einfachheit des Landlebens entfacht. Und in seinem berühmten Roman „Die neue Heloise“ hat er die Landschaften des Genfersees und Oberwallis und das paradiesisch friedliche Wesen und Leben des Hirtenvolks mit so hinreißender Begeisterung gefeiert, daß weite Kreise sich vom Verlangen ergriffen fühlten, diese herrlichen Gegenden mit eigenen Augen zu schauen.

Auch Goethe zählt zu den ersten und epochemachenden Schweizerreisenden. Nicht weniger als dreimal, anno 1775, 1779 und 1797 ist er zu längerem Besuch in unser Land gekommen, und alle drei Fahrten haben in seinem Werk ihre Spur hinterlassen. Im Folgenden soll nur von seiner ersten Schweizerreise die Rede sein und zwar im besondern von seiner frühesten Bekanntschaft mit dem Hochgebirge.

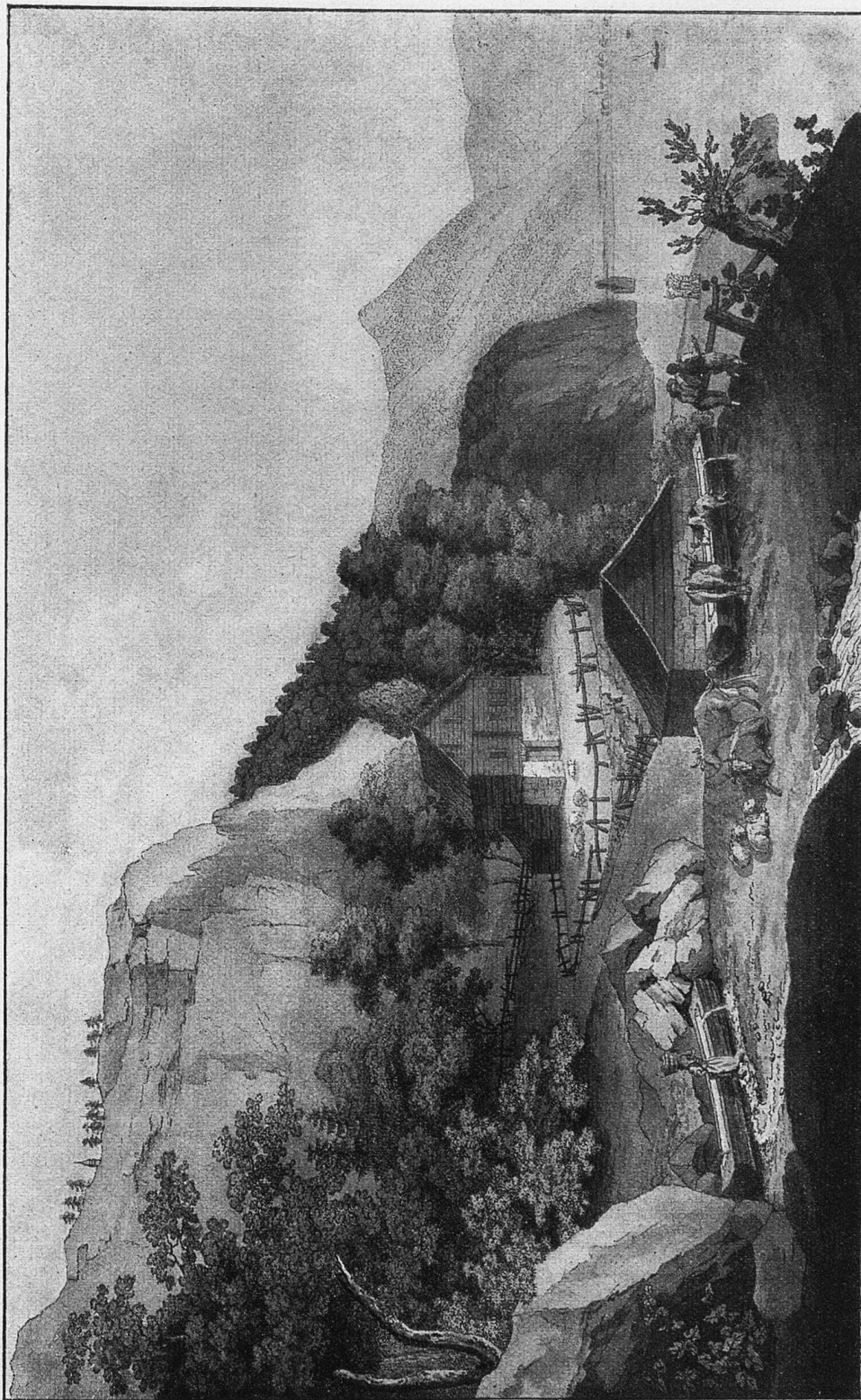
Der junge Frankfurter Rechtsanwalt und schon berühmte Dichter des „Werther“ und des „Götz“ befindet sich im Anfang des Jahres 1775 in einer schwierigen Geistes- und Gemütsverfassung. Er hat kurz nach Neujahr die Bekanntschaft der schönen und reichen Bankiers-tochter Elisabeth Schönmann gemacht und sich bald darauf mit dem geistvollen und liebenswürdigen Mädchen förmlich verlobt. Aber ein ungetrübtes Glück ist den Liebenden nicht beschieden. Sie sind beide noch zu jung. Vili, wie der Dichter die Braut zu nennen liebt, ist gar erst sechzehnjährig. Und Goethe selber ist sich über seine Zukunft noch so wenig im Klaren, es wogt in seinem stürmischen, ungestümen Herzen beständig auf und ab, und der Gedanke, sich schon jetzt durch eine Ehe binden und fesseln zu lassen, verursacht ihm eine quälende Angst. Dazu kommt, daß ihn Vilis Umgebung, das

geldstolze Gehaben ihrer Verwandtschaft und all der gesellschaftliche Zwang jenes Kreises aufs äußerste anwidert. Und doch liebt er das herrliche Geschöpf über die Massen und kann sich nicht zu dem Entschluß aufraffen, das Verhältnis zu lösen.

In dieser Lage kommt ihm die Einladung des jungen schlesischen Barons von Haugwitz und der beiden ihm bereits brieflich befreundeten Dichter-Grafen Christian Friedrich und Leopold von Stolberg, sie auf einer Schweizerreise zu begleiten, höchst erwünscht. Er sagt mit rascher Bereitschaft zu; es gilt ihm, jetzt zu erproben, ob er wirklich ohne Vili nicht leben kann.

Am 15. Mai wird die Fahrt von Frankfurt aus angetreten. Wunderlich genug ist die genau gleiche Kleidung, in der die vier Reisenden einhergehen. Alle tragen sie einen blauen Tracht mit gelben Knöpfen, lebergelbe Weste und Hose, Stiefel mit braunen Stulpen und einen grauen runden Hut. Es ist genau die Tracht, die Goethe seinem Romanhelden, dem jungen Werther, beigelegt hatte. Zu Pferd geht es zunächst über Darmstadt, Mannheim, Heidelberg und Karlsruhe nach Straßburg. Von hier eilt Goethe allein nach dem badischen Emmendingen voraus, wo ihm die Schwester Cornelia, die treue Gefährtin seiner Jugend, verheiratet lebt. Gemeinsam wird dann über Freiburg und den Schwarzwald die Reise nach der Schweiz fortgesetzt, deren Grenze am 7. Juni bei Schaffhausen überschritten wird. Bewundernd stehen die Freunde vor dem „schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins“. Andern Tags machen sie noch einen Abstecher nach Konstanz, und über Frauenfeld treffen sie am Abend des 9. Juni in Zürich ein.

Vom achttägigen Aufenthalt in Zürich, von Goethes Begegnung mit dem ihm seit Jahresfrist befreundeten und brüderlich geliebten Pfarrer Johann Kaspar Lavater, von seiner Bekanntschaft mit Bäbe Schultheß, die ihm eine langjährige und treu ergebene Freundin wurde, von seinen Besuchen beim alten Dichter und Gelehrten Jakob Bodmer und bei dem trefflichen Bauern-Original Jakob Gujer, Chlujogg geheißten, auf seiner berühmten Musterwirtschaft auf dem Rakenreutthof, auch von dem tollen studentischen Gebahren der beiden Grafen Stolberg, das bei der sittenstrengen Züricher Bevölkerung gewaltiges Ärgernis hervorruft, wäre manches Merkwürdige zu erzählen. Allein



Rüti (Kanton Uri).

Wald umrahmt die friedliche Bergwiese, auf der einst in stiller Nacht die Männer der drei Waldstätten Uri, Schwyz und Unterwalden am 7. November 1307 sich zusammenfanden, den ewigen Bund vom 1. August 1291 aufs neue zu beschwören, sich zu einem zu Schutz und Trutz für die bedrohte Freiheit. Unser Bild vom Ende des 18. Jahrhunderts zeigt die schlichte und doch so ehrwürdige Stätte, wie sie in alten Tagen war. Bis heute hat sich Wesentliches hier nicht geändert, nachdem der Platz 1859 Eigentum der Schweizer Jugend geworden, die mit freiwilligen Liebesgaben ihn erkaufte. Hier wird jeweils im November das sogenannte Rütli-Fest abgehalten und gerne wird auch sonst diese Wiege der Schweizer Freiheit von alt und jung besucht; sind wir doch alle eingebend der erhabenen Gesinnung und der tapferen Taten der Vorfahren, die alles gegeben um das höchste Gut, die Freiheit des Volkes.

wir übergehen diese Dinge und erwähnen nur noch, daß Goethe in der Limmatstadt auch einen alten Frankfurter Bekannten, den jungen Gottesgelehrten Jakob Ludwig Passavant trifft, der just in jenem Jahr bei Lavater als dessen Gehilfe tätig ist und auch bei ihm Wohnung hat. Die Zinne des Lavaterschen Hauses gewährte eine schöne Aussicht: „Ein einziger Blick umfaßte die ganze Stadt Zürich, das glückliche Land umher, den hellen Zürichsee und seine reichen Ufer und über diesem Spiegel die höchsten Schneegebirge in ihrer Majestät,“ so berichtet uns ein Freund des Hausherrn. Was Wunder, daß in Goethe das Verlangen übermächtig wird, seine Schweizerreise mit einer Alpenwanderung zu krönen? So entschließt er sich, trotz der frühen Jahreszeit, ins Innere der Firn- und Gletschermwelt vorzudringen und seinen „heiligen Berg“, den Gotthard, bis zur Höhe des Hospizes zu beschreiten. Die Stolzbergs und Haugwitz haben Bedenken, die Hochtäler könnten noch allzutief im Schnee liegen. Goethe mochte es ganz erwünscht sein, sich von der übermütigen adligen Kameradschaft zeitweilig zu trennen, und so wählt er sich als Reisegefährten den seiner ernsteren Natur gemäßern Passavant, der ihm in treuer Verehrung zuneigt ist.

Ein Stück weit, bis nach Einsiedeln, geben die Grafen und der Baron den beiden Alpenwanderern das Geleite. In der Morgenfrühe des 15. Juni fährt man in einem Ruderschiff von Zürich seeaufwärts. Auch einige junge Zürcher, Lavater voran, sind von der Gesellschaft. Vorerst liegt der See mit seinen Ufern in Nebel gehüllt. Ein toller Übermut bemächtigt sich der zehnköpfigen Reiseschar. Man entschließt sich zu einem Unterhaltungsspiel, indem man der Reihe nach, auf gegebene Endreime, Bierzeiler schmiedet. Goethe eröffnet den Reigen mit einer saftig derben Probe; die andern folgen mit mehr oder weniger witzigem Vereimsel.

Aber bald, wie der Nebel der Sonne weicht und die ganze Anmut der Seelandschaft mit dem den Hintergrund abschließenden fernen Schneegebirge freigibt, wird Goethe still und in sich gefehrt. Er fühlt sich als ein von der Mutter Natur gehegtes und genährtes Kind. Das entzückende Jugenerlebnis formt sich wie von selbst zum Gedicht:

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug ich aus freier Welt.
Wie ist Natur so hold und gut,
die mich am Busen hält!

Die Welle wieget unsern Rahn
im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Jetzt aber, mitten im Schwelgen in der glanzvollen äußern Umgebung, tritt ihm das Bild des geliebten Mädchens vor die Seele, vor dem er geflohen, Lili's Bild:

Aug, mein Aug, was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum, so Gold du bist:
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne.
Weiche Nebel trinken
Rings die türmende Ferne.
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reisende Frucht.

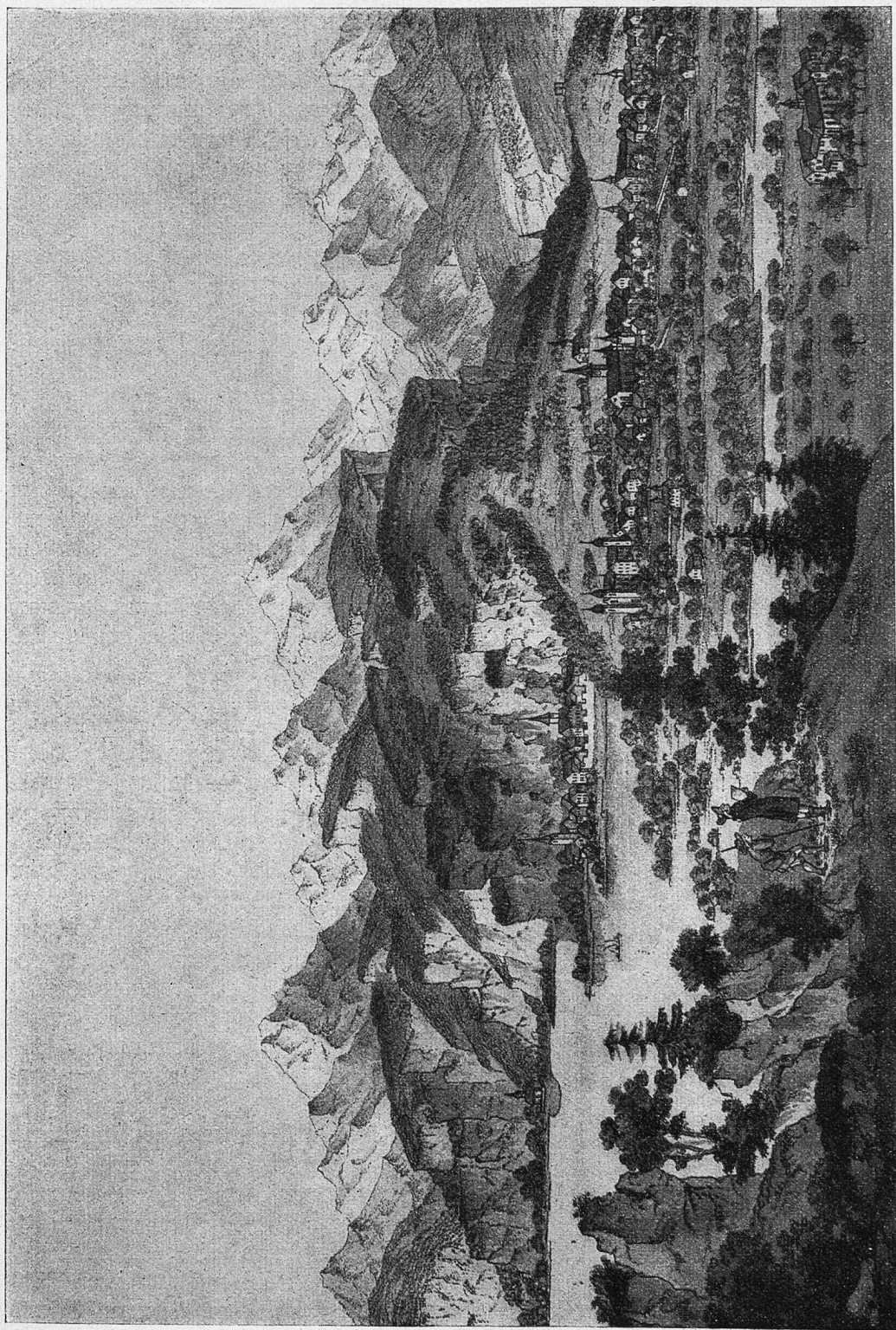
Wie ist das alles für die damalige Zeit so unerhört neu in der Wärme des Gefühls, der Kraft der Anschauung und der bezwingenden Melodie des Verses! Der poesieverklärte Zürchersee hat bis heute eines Dichters Brust kein schöneres Lied entlockt.

Wie der Schluß des Gedichtes ankündigt, landet man nach zweistündiger Fahrt und wandert, vom Schiff uferhin begleitet, zu Fuß weiter. Der Weg führt unter mächtigen Walnußbäumen dahin. Ein Landgeistlicher, vermutlich der Pfarrer von Oberrieden, Lavaters Freund, bewirtet die Gesellschaft zu Mittag als alttestamentlicher Abraham mit Milch, Butter und Kalbfleisch. Auch ein Nachtschinken mit Kuchen und schönen Kirschen fehlt nicht. Dann wird die Fußreise fortgesetzt.

In Horgen trennt man sich, indem die Zürcher Begleiter in die Stadt und an ihre Geschäfte zurückkehren, während die übrigen auf rauhem schmalen Pfad durch grünes Wiesengelände emporsteigen, um dem katholischen Kanton Schwyz und insbesondere dem altberühmten Kloster Einsiedeln einen Besuch abzustatten. Noch einmal bietet sich ihnen von der Höhe das Bild des schimmernden Sees. Goethe, den die Sehnsucht nach Lili nicht losläßt, stößt den dichterischen Seufzer aus:

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?

Nun wendet man sich landeinwärts, um über die Schindellegi St. Meinrads Zelle zu erreichen. Man wandert durch eine unwirkliche Einsöde, die Straße aber ist anmutig belebt durch



Altdorf (Kanton Uri).

Kolorierter Stich von C. S. Albertini, dat. 1791.

Der Künstler gibt hier den Blick auf Altdorf vom linken Ufer der Reuß her. Vor dem bewundernden Auge breitet sich eine herrliche Hochgebirgswelt aus. Im Vordergrund liegt der Ort Altdorf, links davon das unferne Glälen- und der Urner See. Rechts zieht neben dem Galgenberg das Schächental gegen den Klausenpaß zu; darüber ragt die majestätische Windgällen-Claridengruppe; weiter links werden die Glarner Alpen sichtbar. Altdorf, vermutlich eine voralemannische Siedlung, hatte wohl schon frühe eine eigene Kirche. Die Namen der Pfarren lassen sich bis 1225 zurückverfolgen und die heutige Pfarrkirche St. Martin dürfte aus der ersten, mit dem Orte mehrmals verbrannten Kirche hervorgegangen sein. 1281 wurde Altdorf freie Reichsstadt; 1291 verbündete es sich mit Schönbach, Unterwalden und Zürich und trat so in die Geschichte der Eidgenossenschaft ein. Unser Bild zeigt den Ort vor dem besonders verhängnisvollen Brand von 1799 und bietet noch das alte, gegen heute vielfach veränderte Ortsbild, das aber jetzt noch einige interessante alte Bauten und Brunnen bewahrt hat.

eine endlose Reihe daherkommender Pilger, Männer und Frauen, die laut betend und singend von der Gnadenstätte, wo sie das Fronleichnamsfest gefeiert haben, in ihre Heimat zurückkehren. Ein buntes Gemisch von Mundarten und Sprachen umschwirrt das Ohr unserer Reisenden. Goethe, zeitlebens von Achtung vor jeder Äußerung echter Frömmigkeit erfüllt, grüßt die Vorüberziehenden freundlich und ehrt in ihrem Geben uralten Glaubensbrauch, wie er sich von den Ahnen über die Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht bis zu diesen späten Enkeln fortgeerbt hat.

Endlich tauchen im düstern Hochtal die Doppeltürme des Domes auf, und darum herum im Gebieth die weitläufigen Gebäude des Klosters. Es ist sieben Uhr abends, als man in den heiligen Ort eintritt. Hohe Standespersonen pflegten im Gasthaus der Abtei Aufnahme zu finden, und dank der Gesellschaft der beiden Grafen von Stolberg werden auch unsere Wanderer dieses Vorzuges theilhaft.

Am folgenden Morgen nimmt man die Sehenswürdigkeiten der Stätte in Augenschein. Vorab das zwar nicht sehr alte Münster mit seiner von schwarzem Marmor umkleideten, als Kirchlein in der Kirche stehenden Gnadenkapelle. Es schließt sich die Besichtigung der Bibliothek und der reichen Sammlungen und Kunstschätze an. Noch bietet das Naturalienkabinett dem späteren leidenschaftlichen Naturforscher merkwürdig wenig Interesse, umsomehr der Klosterschatz mit all dem Prunk und der Pracht der gestickten Gewänder und der goldnen und silbernen Gefäße und Statuen. Unter den vielfach uralten Gebilden edler Goldschmiedekunst erregt ein zierliches Zackenkrönchen mit eingefügten Edelsteinen Goethes besonderes Wohlgefallen. Er bittet um die Erlaubnis, es in die Hand nehmen zu dürfen, hält es empor, und unwillkürlich setzt er es in Gedanken Lili, der Königin seines Herzens, auf das blonde Haupt.

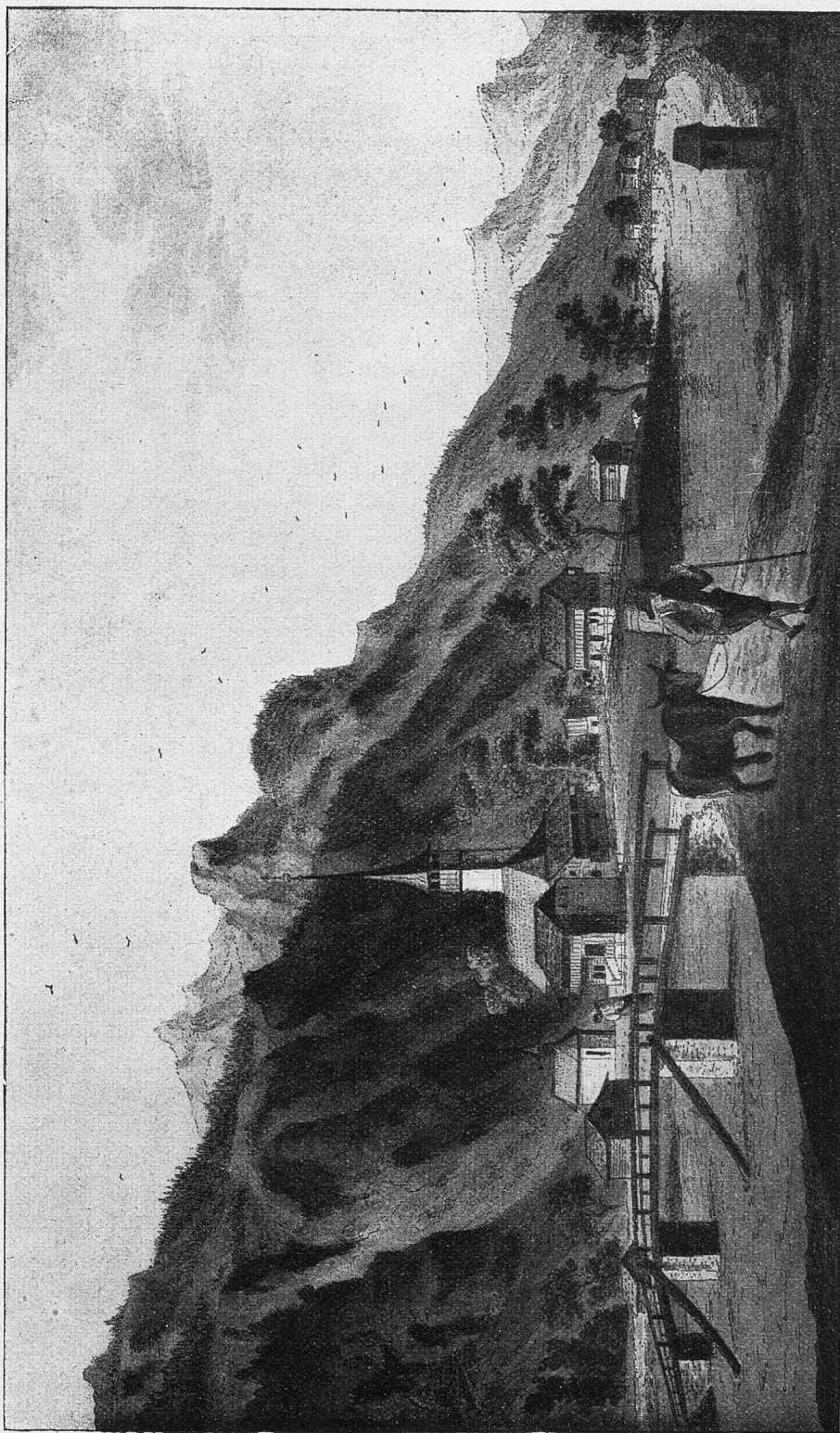
Während die Stolbergs und Haugwitz nach Zürich zurückkehren, wandert Goethe am späten Nachmittag des 16. Juni mit seinem Freund Passavant nach dem Gotthard in südlicher Richtung, das Alptal aufwärts. In letztem steilem Aufstieg wird die Höhe des Hakenpasses gewonnen, der dicht am Felszacken des kleinen Mythen vorbei nach Schwyz hinunterführt. Gegen acht Uhr abends sind die Wanderer auf der Rasthöhe angelangt. Eine großartige Landschaft breitet sich vor ihnen aus. Zu ihren Füßen, auf den

lieblich grünen Talgrund hingestreut, liegt der Flecken Schwyz. Weiter südlich glänzt der Urnerzipfel des Vierländersees auf. Mächtig aufgestürzte Berge rahmen ihn ein. Zum ersten Mal sieht Goethe hier in nächster Nähe den ewigen Schnee.

Aber der sinkende Tag läßt keine lange Rast zu. Und so stürmen die Freunde in tollen Sprüngen auf dem abschüssigen Gebirgspfad zu Tale. Gegen zehn Uhr nachts ist Schwyz erreicht. Müde und zugleich beglückt von der tüchtigen Leistung und den großen neuen Eindrücken wird das Nachtquartier aufgesucht. Nachdem sie sich an Speis und Trank gesättigt, bleiben die beiden unter fröhlichem Zauchzen bis um Mitternacht munter. Dann erst überlassen sie sich dem erquicklichen Schlaf.

Am andern Morgen gilt der erste Blick aus dem Fenster der Höhe, von der man am Vorabend heruntergestiegen. Nebelwolken streichen an den mächtigen Felsspitzen der beiden Mythen hinauf. Nachdem man die Vormittagsstunden zur Besichtigung des Fleckens Schwyz mit dem altherwürdigen Rathaus und der schönen neuen Barockkirche genutzt hat, schickt man sich nach dem Mittagsmahl an, die Reise fortzusetzen. Das Ziel des heutigen Tages ist der Rigiberg, den damals, von den Einheimischen abgesehen, noch nicht allzuviele Schweizer, geschweige denn Fremdländische, bestiegen hatten. Hoher, herrlicher Sonnenschein strahlt aus blauem Himmel. Goethe ist ganz außer sich vor Entzücken. Um die zweite Mittagsstunde ist das Ufer des kleinen Zomerzersees erreicht. In leichtem Rahn lassen die Wanderer sich übersetzen; seltsam lustig dünkt es sie, daß zwei frische, kräftige Schwyz-Mädchen die Ruder führen. Das Bild der rudernden Schönen hat sich dem Dichter unauslöschlich eingeprägt. Viele Jahre später, als er seinen Roman „Die Wahlverwandtschaften“ schreibt, wird diese Schweizer Erinnerung wieder in ihm lebendig.

Zwei kleine Inseln liegen nah am jenseitigen Ufer. An der größern, die ein einstiges Zwingherrenschloß samt einer Einsiedelei und Kapelle trägt, wird angelegt. Die Schifferinnen werden den deutschen Reisenden die Sage vom bösen Bogt von Schwanau wohl erzählt haben. Jetzt haust hier, wie auch auf dem kleinern Eiland nebenan, ein friedlicher Klausner. Man verläßt nicht, den frommen Einsiedler zu besuchen. Dann wird die Besteigung des Rigi-bergs in Angriff genommen. Drei Stunden



Erstfeld (Kanton Uri).

Kolorierter Stich von F. A. Triner (1767—1824).

Erstfeld, im Tal der Neuß und am Eingang des romantischen Erstfeldertales, war bis zur Eröffnung der Gotthardbahn ein verlassener Winkel, Sitz des Meiers des Graumünsterstiftes Zürich, nur im kleinen Umkreis bekannt durch seine große Prozession am Markustage zu der die Bevölkerung von Uri von alters her sich zusammenfand. Die alte Kirche wird 1318 erstmals genannt; seit 1478 ist Erstfeld selbständige Pfarrei. An sie knüpft sich die Legende vom Erscheinen des Hirsches mit dem Schweigstuch Christi. In Erstfeld nahm 1799 der Aufstand der Urner gegen die Franzosen seinen Ausgang, jener verborgene Aufstand, dem ein so reiches und trauriges Ende folgte, weil die Helveten der Heimat von der übermacht des Feindes erdrückt wurden. Mit der Eisenbahn kam dann Leben und Verkehr in den stillen Ort, an dem nun der Strom des großen Weltverkehrs vorbeist. Wie anders malt sich heute das Bild der Welt als in der Zeit, die unsere Ansicht von Erstfeld schuf und die einsame Stille von anno dazumal festhielt.

geht es durch Wald, über grüne Weiden und an Sennhütten vorbei, bis man, um halb acht Uhr abends, bei der Kapelle der Mutter Gottes im Schnee anlangt. Ein von Kapuzinern geführtes Hospiz, sowie drei Gasthäuser, die beim Klösterlein stehen, sind mehr für die frommen Wallfahrer von nah und fern, als für die selteneren Bergwanderer errichtet worden. In der Herberge „zum Ochsen“ hält Goethe mit seinem Freunde Einkehr. Noch nie in seinem Leben hat er eine Nacht in solcher Höhe zugebracht.

Von Jugend an hatte er sich daran gewöhnt, Eindrücke der äußern Welt nicht nur mit Worten, sondern auch mit dem Zeichenstift festzuhalten, um sich auf solche Weise zum genauen Sehen und Auffassen der Dinge zu gewöhnen. Auch auf dieser seiner ersten Schweizerreise hat er das Reißblei fleißig gehandhabt. So benützt er auch den folgenden Morgen — es war ein Sonntag —, um die Gaststube des „Ochsen“ und, von deren Fenster aus, das Kloster gegenüber aufs Papier zu werfen. Nebst manchem andern sind uns die beiden Blätter erhalten geblieben.

Nach dem Mittagessen wird der Rigi vollends erstiegen. Unterwegs, beim „kalten Bad“, wird Raft gemacht. Wo sich heute der Hotelpalast „Rigi-Kaltbad“ erhebt, befand sich damals ein von drei Felswänden und einer Einsiedlerhütte eingeschlossener Platz, in dem ein viereckiger Badkasten stand. Durch diesen lief eine zwischen zwei der Felsen hervorströmende Quelle. Ihr sehr kaltes Wasser galt als ungemein heilkräftig gegen Kopf-, Rücken- und andere Schmerzen. Die Bresthaften badeten in den Kleidern darin und ließen sie dann am Leib von der Sonne trocknen. Der Ort hieß im Volksmund auch der Dreischwesternbrunnen, weil der Sage nach drei Jungfrauen vor den Nachstellungen eines Landvogts sich hiehergeflüchtet und eine Siedelei errichtet hatten. Auch Goethe hat, aus einem Vermerk seines Tagebuches zu schließen, Kunde von dieser Überlieferung erhalten.

Von hier war der höchste Gipfel des Rigi bald erreicht. Welch herrliche Aussicht hätten die Freunde da oben genießen können, wenn ihnen das Glück hold gewesen wäre! Das weite Land ringsum auf hundert Stunden im Umkreis mit Tälern, Seen, Flußläufen und Dorfschaften und vor allem die mächtige Schweizer Firnen- und Gletschermwelt, wie sie südlich des Rigi in einem

ungeheuern Halbkreis vor Augen liegt. Es sollte nicht sein. Nähe und Ferne ist vom grauen Nebelgewölk verhüllt, und nur ab und zu gestattet ein Wolkenriß, einen Schimmer von den verborgenen Herrlichkeiten zu erhaschen.

Um acht Uhr abends haben sie die Herberge beim Klösterli wieder erreicht, wo sie eine zweite Nacht zubringen. Ein schmackhaftes Mahl, aus Eiern und gebackenem Fisch bestehend, dünkt sie eine wahre Götterspeise, und müd aufs Lager hinsinkend, genießen sie mit Wonne die feierliche Stille der Berg einsamkeit. Herdenglocken himmeln auf den Weiden, ein Wasserfall rauscht in der Ferne, ein melodisches Alphorn erschallt, und schließlich schlafen sie über dem eintönigen Geplätscher eines Brunnens ein.

Noch einmal klimmen unsere Wanderer in der Frühe des nächsten Morgens zum Bergkamm hinauf, um von hier aus am Südhang ans Gestade des Vierwaldstättersees hinunter zu steigen. Wiederum hindern Wolken und Nebel die Fernsicht. Von Witznau bringt sie ein Ruderboot zunächst nach Gersau, wo sie Mittagskraft halten. Dann geht die Fahrt den Urnersee hinauf. Goethe weiß sich jetzt an der Wiege der alten Eidgenossenschaft. Um die zweite Mittagsstunde sieht er sich „dem Grüdli gegenüber, wo die drei Tellen schwuren“, und bald darauf erreichen sie „die Tellenplatte, wo Tell aussprang“. Um drei Uhr landet man bei Flüelen, „wo er eingeschifft ward“. Eine kleine Stunde später sind die Freunde im Flecken Altdorf, „wo er den Apfel abschob“. So bezeugen die Tagebucheintragungen, wie nachhaltig sich der Geist des Dichters schon damals mit der Gestalt unseres Freiheitshelden beschäftigte. Bekanntlich hat er den Tellstoff auch später in sich bewegt und seine dichterische Formung erwogen, bis er ihn dann schließlich dem Freunde Schiller zur Bearbeitung überließ. Goethe hat in der Folge Schillers Arbeit mit seinem Anteil und Rat mächtig gefördert und ihn durch die eindrucklichste Schilderung der Schweizer Landschaft instand gesetzt, die Szenerie so getreulich zu malen, als ob sie ihm aus eigener Anschauung vertraut wäre. Wenn wir mit Jakob Burckhardt im Tellschauenspiel das größte Geschenk Deutschlands an die Schweiz hochschätzen, so dürfen wir nicht vergessen, daß Goethe an dieser Gabe einen ganz hervorragenden Anteil hat.

Von Altdorf wandern die Freunde andern Tags dem Gotthard entgegen. Im Wirtshaus „am Steg“ rasten sie und lassen sich den gebackenen Fisch vortrefflich munden. Sogar ein Bad im Schneewasser wird von Goethe gewagt, für die damalige Zeit eine unerhörte Kühnheit. Dann geht es gemächlich den ab und zu vom Lawinenschnee verschütteten und von klingelnden Saumrossen belebten Pfad aufwärts. In Wassen wird genächtigt. „Altdorf, drei Stunden vom Gotthard, den ich morgen besteige,“ hat Goethe am Vorabend an eine Freundin geschrieben. Im selben Briefchen verraten die stammelnden Worte: „Ich kann nichts erzählen, nichts beschreiben,“ den überwältigenden Eindruck, den ihm „all die herrliche Natur“ macht. Aus den drei Stunden sollten indessen zwei volle Tage werden. Nicht nur erweist sich die Entfernung größer, als man sich vorgestellt, auch der steinige, störrige Gebirgspfad gibt den an die bequemen Straßen des Flachlandes gewöhnten Wanderern viel zu schaffen. „Not und Mühsal und schweiß“ lautet der vielsagende Vermerk im Tagebuch.

Die großartige Wildheit der Schöllenen Schlucht und nach der Durchschreitung des 1707 in den Berg gesprengten und damals noch sehr engen Urnerloches die überraschende Anmut des Urserentals machen auf die Freunde einen starken Eindruck. In Andermatt kehren sie in dem heute noch bestehenden Wirtshaus „zu den drei Königen“ ein und lassen sich's bei Wein und trefflichem Urseren-Käse wohl sein. Der Wirt, Salamtman Caspar Antoni Meyer, scheint Goethe gefallen zu haben; denn ihm wurde die Ehre zuteil, sich durch seine eigenhändige Namensunterschrift in des Dichters Tagebuch verewigen zu dürfen. Mitten im Nachmittag wird wieder aufgebrochen, um das letzte Wegstück bis zur Paßhöhe noch zu bezwingen. Rasch ist Hospental erreicht. Noch eine kurze Steigung, dann geht es durch die großartig wilde Felsen-einsamkeit vorwärts. Nur das Tosen des Bergwassers und das Geflingel der Saumtiere stört die unendliche Stille ringsum. Eine Zeichnung ist uns erhalten geblieben, auf der Goethe einen durch mächtiges Gefels schäumenden Wildbach festgehalten hat, „Drachental“ steht in der rechten untern Ecke vermerkt. Und im Tagebuch lesen wir die Worte: „Ode wie im Tale des Todes — mit Gebeinen besäet. Nebel See.“ Wer denkt da nicht an die Verse im Mignonlied:

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut. —

Endlich treten aus dem Nebeldunst die Umrisse eines Gebäudes hervor. Ein Hündchen springt unsern Reisenden mit Gebläff entgegen, und unter der Tür des Hospizes werden sie von einer Magd in rüstigem Alter freundlich willkommen geheißt. Wie froh sind sie, aus dem unwirklichen Wetter in behaglich durchwärmtem Raum geborgen zu sein und mit der Aussicht auf ein schmachtendes Abendessen sich vorerst an einem kleinen Imbiß gütlich zu tun. Bei einbrechender Dunkelheit kommt der Pater Lorenzo, der dem Hospiz vorsteht, von einer kleinen Reise zurück. Er ist von ansehnlicher Gestalt, mitteilksam, und bald sehen sich seine Gäste in ein anregendes Gespräch mit ihm verwickelt. Er berichtet von seinem gar nicht so einsamen Leben hier oben an zweier Welten Scheide. Der lebhafteste Verkehr hinüber und herüber schafft viel Kurzweil, und dann und wann notwendige Reisen, die ihn häufig nach Mailand zu seinem Obern, seltener nach Luzern führen, bringen auch mannigfache Abwechslung.

So hat Goethe nun das große Ziel erreicht, diesen so merkwürdigen Gotthardberg, der ihm über alle andern hinaus ein königliches Gebirge bedeutet. Was nun? Vor ihm läge der Weg nach Italien offen. Eine Reise dorthin steht längst auf seinem Lebensprogramm — Passavant scheint, nach dem Bericht in „Dichtung und Wahrheit“, mit allen Künsten der Überredung Goethe verlockt zu haben, die Gelegenheit beim Schopf zu fassen und stehenden Fußes nach den oberitalienischen Seen und der Lombardei hinauszusteigen. Allein der Dichter fühlt die Stunde für das große Erlebnis Italien noch nicht gereift. Und zudem, morgen ist Lilis Geburtstag, deren Bild seit der Flucht von ihr ihm doch beständig vorgeschwebt. Mit unwiderstehlicher Gewalt zieht es ihn zurück, „vaterlandwärts, liebwärts“. Also schenkt er der Stimme des Freundes kein Gehör, und wohl oder übel muß sich Passavant bequemen, mit ihm den Pfad zurückzuwandern, woher sie gekommen sind. Leicht ist Goethe der Entschluß zur Umkehr trotzdem nicht geworden. Das bekundet uns die Zeichnung der Gebirgsgruppe, mit dem Weg nach Airolo hinunter, die er am 22. Juni 1775 auf dem Gotthard entworfen hat. Daneben stehen die vielsagenden Worte gekritzelt: „Scheideblick nach Italien hinunter.“